

■ SUCHEN UND FINDEN VOR GOOGLE. EINE SKIZZE

von *Anton Tantner*

Inhalt

1. Einleitung
2. Verzeichnisse von Büchern
3. Anordnung und Erschließung des Wissens
4. Datensammlungen in staatlichem und privatem Auftrag
5. Menschliche Informationseinrichtungen
6. Institutionen der Informationsvermittlung
7. Adressbücher und Personensuche
8. Schluss

Zusammenfassung: *Es gab eine Zeit vor Google, die Karteikarten, Enzyklopädien, Adress- und Telefonbücher kannte. Es gab „Menschmedien“, die als Suchmaschinen betrachtet werden können, wie Diener, „Zubringerinnen“ und Hausmeister, und es gab Auskunftskomptoirs und Zeitungsausschnittsdienste. Der Beitrag möchte einige dieser Einrichtungen in Erinnerung rufen.*

Schlagwörter: *Bibliothekskataloge; Datensammlungen; Suchmaschinen; Informationsdienstleistungen; Auskunftsdienste; Geschichte*

Abstract: *It is hard to believe, but there was a time before Google, when record cards, encyclopedias, address and telephone books, information offices, and cutting bureaus were heavily used. “Human media”, like attendants, informers, janitors figured as search engines. This article intends to remind of these institutions.*

Keywords: *library catalogues; collection of data; search engines; information services; enquiry services; history*

1. Einleitung

Googlen – also das Suchen mithilfe der seit 1997 entwickelten Suchmaschine Google¹ – ist mittlerweile so selbstverständlich geworden, dass die bis vor diesem Zeitpunkt in Verwendung befindlichen Hilfsmittel des Suchens und Findens, seien es Bibliothekskataloge auf Karteikarten, gedruckte Bibliographien oder Adress- und Telefonbücher als veraltet er-

scheinen, angehörend einem vergangenen Zeitalter, das vielleicht einmal als „analoges Zeitalter“ bezeichnet werden wird.² Ziel dieses Artikels ist es, ein paar Schlaglichter auf jene einstigen Hilfsmittel zu werfen, deren Geschichte zum Teil noch zu schreiben ist; einen Beitrag dazu stellte das 2008 von Thomas Brandstetter, Thomas Hübel (Institut für Wissenschaft und Kunst, Wien) und mir in Kooperation mit der Wienbibliothek im Rathaus organisierte Symposium „Vor Google. Suchmaschinen im analogen Zeitalter“ dar,³ dessen Erkenntnisse an dieser Stelle einfließen werden.

2. Verzeichnisse von Büchern

Die Klage über die Flut an neu erscheinenden Büchern ist fast so alt wie das Medium Buch selbst;⁴ die Konsequenz daraus war das Erstellen von Verzeichnissen von Büchern, die je nach dem für die Verzeichnung eingesetzten Medium unterschieden werden können:

Katalogtyp	Verwendetes Medium
Bandkatalog	Buch
Zettelkatalog	Karteikarte
Mikrokatalog	Mikrofilm
Onlinekatalog	Computer

Tab. 1: Einteilung der Kataloge nach verwendeten Medien

Bandkataloge

Jahrhundertlang wurden Bücher in der Form eines Buchs verzeichnet; das früheste Beispiel einer solchen gedruckten Bibliographie ist die *Bibliotheca Universalis* von Konrad Gessner, die 1545–1555 erschien und die die Werke von 3000 Autor/inn/en auflistet.

Auch für Bibliothekskataloge galt das Medium des Buchs bis ins 20. Jahrhundert hinein als Idealform; sie wurden zumeist handschriftlich angefertigt, wobei darauf geachtet werden musste, dass zwischen den einzelnen Titeln genügend Platz für Neuzugänge freigelassen wurde.

Die Reinschrift von Bandkatalogen war ein aufwändiges, mehrere Jahre dauerndes Unterfangen; so wurden zum Beispiel an der Universitätsbibliothek Wien unter anderem 1796–1810 (Alphabetischer Katalog), 1814–1823 (Systematischer Katalog) sowie 1847–1850 (Alphabetischer

Katalog) Bandkataloge neu angefertigt. Der letzte Bandkatalog – ein Nominalkatalog – wurde 1900 bis 1905 angelegt.⁵

Ein großartig gescheitertes Projekt eines solchen Bandkatalogs ist der Preußische bzw. Deutsche Gesamtkatalog, dessen Geschichte als geradezu paradigmatisch für das Ende der Bandkataloge gelten kann: Er wurde 1884 durch den Historiker Heinrich von Treitschke initiiert, der als Ersatz für die in Deutschland fehlende Nationalbibliothek ein Verzeichnis der in deutschen Bibliotheken aufgestellten Bücher forderte. Zunächst wurde damit begonnen, dieses Verzeichnis in alphabetischer Ordnung anzulegen, wofür eigene Katalogisierungsregeln, die Berliner bzw. (ab 1899) Preußischen Instruktionen geschaffen wurden. Der erste Band erschien 1931 und umfasste die Buchstaben *A–Adveniat*; 1939 erschien Band 14, man war bis dahin nur bis zu den Buchstaben *Beethordnung* gekommen; während des 2. Weltkriegs war die Arbeit an dem Katalog eingestellt, und erst im Jahr 1979 erschien Band 15 (*Beeston–Belych*), womit das Projekt eingestellt wurde. Diese langwierige Geschichte zeigt, dass das Buch letzten Endes kein geeignetes Medium ist, um Bücher zu ordnen und zu verzeichnen.⁶

Es gibt allerdings auch erfolgreiche Projekte von umfangreichen Bandkatalogen, eines der bekanntesten ist der National Union Catalog Pre-1956 Imprints. Dieser Katalog verzeichnet in nicht weniger als 754 Bänden die vor 1956 erschienenen Bücher der Library of Congress sowie anderer US-amerikanischer sowie kanadischer Bibliotheken; dieser Katalog wurde bis 1994 durch Supplementbände ergänzt.

Zettelkataloge: Eine kleine Geschichte der Karteikarte

Lose Zettel haben im Gegensatz zu den fest gebundenen Seiten eines Buchs einen wesentlichen Vorteil: Neu angelegte Zettel können in sie leicht einsortiert werden. Sie wurden daher bereits sehr früh von Gelehrten als Hilfsmittel für ihre wissenschaftliche Arbeit verwendet; Auszüge aus anderen Büchern, so genannte „Exzerpte“ wurden auf Blättern notiert. Zur Aufbewahrung dieser Zettel wurden zuweilen sehr aufwändige Möbel, nämlich Zettelkästen angefertigt. Auch Konrad Gessner verwendete für die Erstellung seiner Bibliotheca Universalis lose Zettel, und an der Universitätsbibliothek Wien wurden in den 1770er Jahren Zettel verwendet, um die Titelangaben von Büchern darauf niederzuschreiben. Diese Zettel sollten jedoch nur als Zwischenspeicher dienen, als Hilfsmittel für die Anlage eines Bandkatalogs.

Ein umfangreiches Katalogisierungsprojekt mittels Zetteln wurde in Frankreich während der Revolution begonnen: Um die große Menge kon-

fiszierter Bücher zu verzeichnen, wurden die Titelangaben auf die Rückseiten von Spielkarten geschrieben, die für diesen Zweck in schmale Streifen zerschnitten wurden. Insgesamt wurden auf diese Weise mehr als eine Million Karten angelegt, jedoch wurde dieses Projekt nie vollendet.

Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts begann sich der Zettelkatalog an den Bibliotheken durchzusetzen; von den USA ausgehend verbreiteten sich damals Karteikästen mit aufrecht stehenden, aus Karton angefertigten Zetteln nach Europa. So wurde der 1913 fertig gestellte Schlagwortkatalog an der Universitätsbibliothek Wien als Zettelkatalog angelegt; er war der erste Publikums katalog an der UB Wien, der ausschließlich auf Karteikärtchen existierte. Der Nominalkatalog wurde erst 1932 auf Karteikärtchen umgestellt; damals wurde auch das „Internationale Bibliotheksformat“ von 7,5 x 12,5 cm als Kartenformat eingeführt. Zettelkataloge blieben an den Bibliotheken bis Ende des 20. Jahrhunderts in Verwendung.

Ende der 90er Jahre begannen manche Bibliotheken wie zum Beispiel die Österreichische Nationalbibliothek und die Universitätsbibliothek Wien damit, ihre Zettelkataloge einzuscannen und die elektronischen Abbilder der Karteikarten im Internet zugänglich zu machen. Diese Kataloge werden auch als CIPACs, das heißt „Card-Image Public Access Catalogues“ bezeichnet.

Die riesigen Zettelkästen, die einst ganze Bibliothekshallen vollstellten, verloren damit ihre Funktion als Gebrauchsgegenstände; im Fall der Österreichischen Nationalbibliothek wurden die funktionslos gewordenen Gestelle zum Kunstwerk erklärt und im Museum für Angewandte Kunst ausgestellt.⁷

Mikrokataloge: Transportierbarkeit dank Verkleinerung

Die Mikrofilmtechnik wurde bereits im 19. Jahrhundert eingesetzt, größere Verbreitung erlangte sie aber erst seit den 1920er Jahren. Mit ihrer Hilfe konnten Bibliotheken Miniaturabbilder ihrer Kataloge anfertigen, die dank ihres geringen Umfangs leicht transportierbar waren. Somit war es möglich, bereits lange vor der Digitalisierung den Zugriff auf die Kataloge auch außerhalb der Bibliotheken zu gewährleisten. Der Nachteil dieser Technik ist, dass sie nur Momentaufnahmen liefert: Neuzugänge können auf einen einmal bestehenden Mikrokatalog nicht mehr eingetragen werden, sondern es muss entweder ein Supplementkatalog angefertigt werden oder aber der gesamte Katalog neu auf Mikroform erstellt werden.

In der Regel wurden für die Verfilmung der Bibliothekskataloge sogenannte „Mikrofiches“ verwendet, das sind Filmblätter in der Größe von 10,5 x 14,8 cm; um diese benützen zu können, sind eigene Lesegeräte notwendig.⁸

Ein Beispiel für einen Katalog auf Mikroform wäre der von der Büchernachweisstelle der österreichischen Bibliotheken erstellte „Nominalkatalog ausländischer Monographien 1930–1980“. Dieser verzeichnet im Zeitraum von 1930–1980 erschienene ausländische Monographien, die an österreichischen Bibliotheken (Ausnahme: Bestände der Österreichischen Nationalbibliothek sind nicht aufgenommen) vorhanden sind; wer bei einer in den üblichen Online-Katalogen vorgenommenen Suche nach einem solchen Werk nicht fündig werden sollte, kann in diesem Katalog recherchieren, ob das Werk nicht doch an einer österreichischen Bibliothek vorhanden ist.⁹ Die nach 1980 erschienenen ausländischen Monographien sind im Bestand des Österreichischen Verbundkatalogs verzeichnet.

Als Beispiele für weitere auf Mikroform vorliegende Kataloge österreichischer Bibliotheken seien der Autorenkatalog der Universitätsbibliothek Graz 1501–1983 sowie der Katalog der Universitätsbibliothek der Technischen Universität Wien bis 1931 genannt.

Elektronische Kataloge: Das Ende des Verblätterns

Erste Überlegungen zum Computereinsatz an österreichischen Bibliotheken wurden bereits Anfang der 1970er Jahren angestellt. Eines der ersten Systeme war das an der UB Graz 1979 fertiggestellte GRIBS (Grazer Integrierte Bibliothekssystem); dieses wurde ab Ende der 1980er Jahre u.a. von der UB Wien für die Entlehnverbuchung verwendet. Von besonders großer Bedeutung sollte das ab 1980 an der Sozialwissenschaftlichen Studienbibliothek der Arbeiterkammer Wien entwickelte BIBOS (Bibliothek-Organisationssystem) werden; dieses wurde ab Mitte der 1980er Jahre in vielen wissenschaftlichen Bibliotheken Österreichs eingeführt, womit die Ära der Zettelkataloge endete. Die letzte große Umstellung erfolgte Ende der 1990er Jahre: Damals wurde BIBOS von ALEPH (Automated Library Expandable Program) abgelöst, ein seit den 1980er Jahren an der Hebrew University in Jerusalem programmiertes Bibliothekssystem, das den Vorteil hat, dass es alle Schritte der Buchbearbeitung, vom Ankauf des jeweiligen Buches über die Eingabe der bibliographischen Angaben bis hin zur Bestellung und Entlehnverbuchung integriert.¹⁰

Im Gegensatz zum Buch stellen in elektronisch gespeicherten Katalogen Änderungen und Neueinträge keine Probleme mehr dar; mittels „Retrokatalogisierung“ werden auch in älteren Katalogen verzeichnete Bestände in die neuen Kataloge eingearbeitet. Platzprobleme bereiten nun nicht mehr die eingegebenen „Daten“, sondern die Speicher- und Lesegeräte vulgo „Computer“. Im Unterschied zum Zettelkatalog kann nach jedem Wort

des Titels gesucht werden; die Exaktheit der „Treffer“ erschwert aber unter Umständen ein produktives Verblättern sowie Abschweifungen.

3. Anordnung und Erschließung des Wissens

Wie wurden und werden nun Bücher und Wissensbestände angeordnet, auf dass die Suche nach ihnen erleichtert wird? Zu unterscheiden ist zum einen die systematische Anordnung, bei der die Bücher nach einer vorgegebenen Systematik bzw. Klassifikation verzeichnet und eventuell auch aufgestellt sind – ein relativ häufig in öffentlichen Büchereien verwendete Methode – und andererseits die alphabetische Anordnung, bei der die Bücher entweder nach den Namen der Autorinnen und Autoren oder aber, in einem Schlagwortkatalog, nach den jeweiligen von Bibliothekarinnen oder Bibliothekaren vergebenen Schlagwörtern verzeichnet sind.

Systematische Ordnung: Deweys Dezimalklassifikation

Viele Jahrhunderte hindurch wurde die systematische Anordnung von Büchern als Ideal angestrebt. Bereits im 17. Jahrhundert wurden Zahlen für Klassifikationssysteme verwendet; die heute berühmteste Systematik wurde vom US-amerikanischen Bibliothekar Melvil Dewey 1876 geschaffen, es handelt sich dabei um die so genannte *Deweys Dezimalklassifikation*, die später in Europa durch Paul Otlet und Henry LaFontaine verändert und erweitert wurde. Diese „Dezimalklassifikation“ (DK) teilt das menschliche Wissen in 10 Hauptabteilungen, denen die Ziffern 0 bis 9 zugeordnet sind. Die Zahl 9 ist z.B. für die Bereiche „Heimatkunde. Geographie. Biographien. Geschichte“ reserviert. Die Hauptabteilungen sind noch weiter untergliedert, je länger die Zahl, desto detaillierter die Beschreibung des Sachgebiets; der Geschichte Österreichs ist z.B. die Zahl „943.6“ zugeordnet. Die DK ist vor allem in den Naturwissenschaften sowie im Bereich der Technik und Medizin gebräuchlich und dient als Ordnungsschema für systematische Bibliothekskataloge, die Aufstellung von Büchern sowie die Erstellung von Bibliographien.¹¹

Alphabetische Ordnung

Folgt man Peter Burke, so wurde die alphabetische Reihenfolge im 11. Jahrhundert in der „Suidas“, einer byzantinischen Enzyklopädie eingeführt und in den folgenden Jahrhunderten sporadisch verwendet, so zum Beispiel bei der Katalogisierung der Bibliothek der Abtei Saint-Victor in Paris zu Beginn

des 16. Jahrhunderts; erst im 17. Jahrhundert sollte die alphabetische Anordnung von Büchern in Bibliothekskatalogen bzw. Wissensbeständen in Enzyklopädien sich durchsetzen, wenn sie auch als so ungewöhnlich empfunden wurde, dass Autoren ihre Verwendung umständlich rechtfertigen mussten.¹²

Als sich in der Folge die alphabetischen Bibliothekskataloge durchsetzten, wurden dafür eigene Regelwerke geschaffen, die teilweise sehr aufwändig sein konnten, wie die bereits erwähnten „Preußischen Instruktionen“ (PI), die im Zuge der Erstellung des Deutschen Gesamtkatalogs 1899 (2. Auflage: 1908) aufgestellt wurden. In Österreich wurden die Preußischen Instruktionen an mehreren wissenschaftlichen Bibliotheken Anfang der 1930er Jahre, gleichzeitig mit der Einführung von Zettelkatalogen, übernommen. Dies hatte auch politische Implikationen, denn die Übernahme der in Deutschland gültigen Katalogisierungsregeln wurde von manchen deutschnationalen Bibliothekaren als Vorwegnahme des „Anschluss“ Österreichs an Deutschland begrüßt.¹³ An vielen Bibliotheken blieben die Preußischen Instruktionen bis zur Einführung des Online-Katalogs in Verwendung; spätestens ab diesem Zeitpunkt wurden sie von einem anderen Regelwerk abgelöst, dem Regelwerk für die alphabetische Katalogisierung, üblicherweise mit seiner Abkürzung als „RAK“ bezeichnet.¹⁴

„Suchmaschinen“ in Büchern: Register, Indizes, Marginalien

Auch für das Auffinden von Inhalten in einem Buch mussten erst geeignete Hilfsmittel erfunden werden: Wichtige Instrumente, um einen Überblick über ein bestimmtes Buch zu erhalten, sind einerseits das Inhaltsverzeichnis, andererseits das Register, sofern das Buch eines hat; laut Helmut Zedelmaier ist die Geschichte der Buchregister noch zu schreiben; Zedelmaier betrachtet diese „als Suchmaschinen der frühneuzeitlichen Wissensapparate“.¹⁵ Eine ähnliche Behauptung stellte ein paar Jahre zuvor schon Thomas Corns auf, indem er Indizes, Titelseiten, Marginalien als „Early Modern Search Engine“ bezeichnete; nach Corns haben gerade komplexe frühneuzeitliche Texte zu gewissem Grad heutige Entwicklungen antizipiert und durch die Möglichkeit eines nichtseriellen Zugangs die Texte besser benutzbar gemacht; für diese Benutzerfreundlichkeit war allerdings oft auch der Preis einer geringeren Interpretationsfreiheit zu zahlen.¹⁶

Die Zitationsindizes der Bibliometrie

Eine im 20. Jahrhundert erfundene Möglichkeit, Bücher anzuordnen und zu bewerten, liefert die so genannte Bibliometrie bzw. die Zitationsindi-

zes; mit Hilfe solcher Methoden wird versucht, eine Rangfolge von Texten, Artikeln oder Büchern zu erstellen, je nachdem, wie oft sie in wichtigen Zeitschriften zitiert werden. Eine recht anschauliche Analogie dazu ist die Verlinkung im Internet: Suchmaschinen zeigen die von einer Abfrage gefundenen Webseiten umso früher an, je besser diese verlinkt sind. Ein solches „Ranking“ lässt sich auch mithilfe der Fußnoten eines wissenschaftlichen Texts erstellen; erste Bemühungen darum gab es schon in den 1920er Jahren, wichtig wurden dann aber seit den 1950er Jahren die Bemühungen Eugen Garfields, auf den die heutigen Zitationsindizes, angefangen mit dem *Science Citation Index (SCI)* von 1963 zurückgehen. Solches Indizes, die mittlerweile in Form von Datenbanken vorliegen, berechnen den Einfluss, den „impact“ von Artikeln; je höher der „impact factor“, d.h. je mehr ein Artikel in als wissenschaftlich exzellent betrachteten Zeitschriften zitiert wird, als desto wichtiger und besser wird der Artikel eingestuft.¹⁷ Auch im Bereich der Geistes- und Sozialwissenschaften gibt es solche Zitationsindizes, den Arts & Humanities Citation Index sowie den Social Science Citation Index, und zur Zeit sind Bestrebungen im Gange, für Europa einen solchen Index zu erstellen, den European Reference Index for the Humanities (ERIH).¹⁸

Googles PageRank

Wie bereits erwähnt, spielt die Zitationsanalyse nicht nur im Bereich der Wissenschaften eine wichtige Rolle, sondern auch in unserem heutigen Suchalltag, weil die Ranking-Verfahren von Suchmaschinen nach diesem Prinzip funktionieren: Je besser eine Seite verlinkt ist, desto weiter vorne erscheint sie in den Suchergebnissen; im Falle von Google lautet dieses Prinzip „PageRank“, wobei es sich bei diesem Namen um ein Wortspiel handelt, da „Page“ der Name eines der beiden Begründer von Google, Larry Page und Sergey Brin ist.¹⁹

Enzyklopädien als Wissensspeicher

Als für die Neuzeit charakteristische Form der Speicherung und der Erschließung von Wissen können die großen Enzyklopädieprojekte betrachtet werden, von denen hier nur vier exemplarisch genannt werden sollen: Die berühmteste dieser Enzyklopädien ist zweifelsohne die von Diderot und D’Alembert im 18. Jahrhundert als großes Projekt der Aufklärung begründete „Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers“, die 1751 bis 1780 erschien und insgesamt 35 Bände umfasst;²⁰

noch davor erschien – überwiegend in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts – auf deutsch Zedlers „Universal-Lexicon“ (64 Bände, vier Supplementbände).²¹ Ein sonst kaum eingeschlagener Weg der Finanzierung eines solchen Riesenunternehmens wurde im Fall der „Encyclopédie Anarchiste“ eingeschlagen, die in vier Bänden von mehr als 2800 Seiten 1925 bis 1934 auf französisch erschien und vom anarchistischen Pädagogen Sébastien Faure initiiert wurde: Ihre finanzielle Förderung erfolgte teilweise mit Geld, das der berühmte spanische Anarchist Buenaventura Durutti bei Banküberfällen erbeutet hatte.²² Auch im Zeitalter von online zugänglichen Nachschlagewerken wie der „Wikipedia“ gehören Enzyklopädieprojekte in Buchform keineswegs der Vergangenheit an, es sei nur auf die bei Metzler erscheinende, auf 16 Bände projektierte und für die geschichtswissenschaftliche Forschung wichtige „Enzyklopädie der Neuzeit“ verwiesen,²³ die aufgrund ihrer auch mediengeschichtlichen Schwerpunktsetzung nicht zuletzt einen Beitrag „Enzyklopädie“ mit weiterführender Literatur zu dieser Form des Wissensspeichers enthält.²⁴

4. Datensammlungen in staatlichem und privaten Auftrag

Heutige Suchmaschinen sammeln ihre Daten, indem sie so genannte „Crawler“ losschicken, die das „Harvesting“, also das „Ernten“ von Information besorgen. In früheren Zeiten wurden dafür Fragebogenaktionen und Enquêtes durchgeführt, mal in staatlichem Auftrag, mal von privater Seite initiiert.

Datensammelaktionen im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit

Derlei Aktionen des Dateneinsammelns sind bereits für das Mittelalter dokumentiert; so beabsichtigte Karl der Große im Jahr 811, den weltlichen und geistlichen Fürsten seines Reichs eine Liste von Fragen vorlegen, in denen es teilweise um die Ursachen der Reichskrise ging, und worunter sich Fragen befanden wie: Warum verweigern viele Menschen Dienst im Heer? Warum weigern sich Menschen, Flüchtlingen ein Obdach zu geben?²⁵

Bekannter ist das Domesdaybook von 1087, ein Werk von Kommissaren, die in die verschiedenen Regionen Englands reisten und in jeder Gemeinde den Priester, den Vogt und sechs Dorfbewohner mehr als 20 Fragen vorlegten, die Antworten sammelten und diese in ein Register übertrugen. Eine zeitgenössische Stimme von damals belegt, dass diese Maßnahme durchaus auf Kritik stieß: „Es gab – es ist eine Schande, es aufzuschreiben, aber anscheinend nicht schändlich für ihn, es zu tun – nicht einen einzigen

Ochsen oder eine Kuh oder ein Schwein, die nicht in seiner Erhebung erfaßt worden wären.“²⁶

Zu Beginn der Neuzeit wurden solche Erfassungsaktionen immer häufiger, in der Kirche des 16. Jahrhunderts z. B. war der Fragebogen ein gängiges Instrument, es wurden Reisen zur Wissensbeschaffung durchgeführt, in Spanien zur Zeit Phillips des II. wurden die so genannten „Relaciones topograficas“ verfasst, deren Grundlage im Zeitraum 1575–1578 versandte Fragebögen (interrogatorios) waren; in Frankreich wiederum verwendete Colbert Fragebögen für seine im Jahr 1663 durchgeführten Enquêtes.²⁷

Die „Politischen Anmerkungen“ des Hofkriegsrats von 1770/72

Ein Beispiel für eine in der Habsburgermonarchie durchgeführte staatliche Datenerhebungsaktion sind die 1770/72 erstellten „Politischen Anmerkungen des Hofkriegsrats“. Damals wurde in den österreichischen und böhmischen Ländern der Monarchie eine Volkszählung verbunden mit einer erstmaligen Nummerierung der Häuser durchgeführt; der Zweck war ein militärischer, die Volkszählung, die so genannte „Seelenkonskription“ sollte vor allem ein neues Rekrutierungssystem vorbereiten. An dieser Erfassungsaktion waren sowohl zivile als auch militärische Beamte beteiligt; diese Erhebung dauerte mehrere Monate, in manchen Ländern sogar Jahre, und nachdem Sie schon im Gang war, wurden die Offiziere durch den Hofkriegsrat damit beauftragt, Berichte über die soziale Lage der Bevölkerung in den konskribierten Ländern zu verfassen. Für diesen Zweck erhielten Sie ein vorgegebenes Frageschema; die Ergebnisse wurden in der Form von länderweisen Berichten zusammengefasst und schließlich Maria Theresia oder Joseph vorgetragen und lieferten der Kaiserin und ihrem Mitregenten ein umfassendes, militärisch perspektiviertes Szenario von den Zuständen der Monarchie, das in Einzelfällen zum Ausgangspunkt politischer Maßnahmen wurde. Diese Berichte können als Frühform sozialwissenschaftlicher Erhebungen betrachtet werden; mit gleichsam ethnologischem Blick durchreisten die Militärs die Dörfer und schrieben ihre Beobachtungen nieder, ganz gleich ob es sich um die Essgewohnheiten, die hygienischen Zustände, das Pfarrwesen oder die in Schlesien vorherrschende vermeintliche Krankheit des Wichtelzopfs handelte.²⁸

Private Fragebogenaktionen

Es waren nicht nur staatliche Behörden, die solche Erfassungsaktionen durchführten; auch die wissenschaftlichen Akademien bedienten sich des

Instrument des Fragebogens. Einer, der dies sehr hartnäckig praktizierte, war in den 1660er Jahren Henry Oldenburg, Sekretär der britischen Royal Society, der an die verschiedenen europäischen Staaten befindlichen Mitglieder der Royal Society umfangreiche Fragelisten schickte, die aber nur zu oft unbeantwortet blieben.²⁹ Auch im 18. Jahrhundert war das Verfertigen von Fragebögen nichts Ungewöhnliches, u.a. verwendeten Reiseschriftsteller dieses Instrument. Eine eigene Theorie des Reisens, die so genannte „Apodemik“ diente dazu, die in einem Reisejournal niedergeschriebenen Beobachtungen zu systematisieren, indem sie Beschreibungsschemata beziehungsweise Fragelisten vorgab, die die Reisenden auszufüllen haben. Die irrwitzigste Version einer solchen Apodemik veröffentlichte Ende des 19. Jahrhundert ein Österreicher, Graf Leopold Berchtold: Seine 1789 erschienene Apodemik trug den Namen „Patriotic Traveller“, in ihr befanden sich mehr als 1000 in 37 Sektionen gegliederte Fragen – ein monströses Projekt, das niemand mehr befolgen konnte.³⁰

Geheimdienste als Informationssammelstellen

Zu den staatlichen Einrichtungen, deren Tätigkeit im Sammeln von Informationen besteht, zählen auch Geheimdienste.³¹ Manchmal geben sich deren Einrichtungen auch Namen, die diese Tätigkeit reflektieren: So nannte sich im 19. Jahrhundert eine unter Metternich im deutschen Reich in Mainz gegründete Polizeibehörde, die die demokratischen Bewegungen überwachen sollte, „Informationsbüro“.³² Ein anderes, aktuelles Beispiel aus dem heutigen Deutschland wäre der Bundesnachrichtendienst, der eine Zeit lang eine Internetdomain benützte, die „Informationsbörse“ hieß, von der aus u.a. Änderungen in Wikipediaartikeln unternommen wurden.³³

5. Menschliche Informationsvermittlungseinrichtungen

Als „Primärmedien“ oder „Mensch-Medien“ bezeichnet Werner Faulstich Medien, die ohne notwendigen Einsatz von Technik auskommen, wie zum Beispiel das Theater.³⁴ Vielleicht ist es möglich, in Analogie dazu von „menschlichen Suchmaschinen“ zu sprechen, zu denen so genannte BeziehungsmaklerInnen, ZubringerInnen oder Unterkäufer, weiters DienstbotInnen und Lehnknechte genauso wie DienerInnen und HausmeisterInnen gerechnet werden können.

Beziehungsmakler, Zubringerinnen, Unterkäufer

Beziehungsmaklerinnen und -makler werden manchmal auch als Broker bezeichnet, ein Begriff, der heute am ehesten im Begriff des Börsenbrokers bekannt ist. Gemäß einer von Christoph Windler erstellten Definition vermitteln „Brokers“ [...] Kontakte zu Personen, die benötigte Ressourcen selbst kontrollieren oder ihrerseits weitere Kontakte herstellen können [Fn]. Sie wachen über kritische Verbindungsstellen zwischen einem lokalen System und einem umfassenderen Ganzen [Fn]. Ihre Stellung hängt entscheidend von der Bedeutung der von ihnen vermittelten Beziehungen für die Beteiligten und von der Inexistenz alternativer Kommunikationskanäle ab“.³⁵

Beispiele dafür sind die so genannten Gesindezubringerinnen, oft ältere Frauen, an die sich jene richten konnten, die Gesinde, also Dienstboten oder Dienstbotinnen für ihren Haushalt benötigten; diese Gesindezubringerinnen verfügten über ein spezielles Wissen darüber, wer gerade Arbeit suchte und waren bei den frühneuzeitlichen Behörden sehr unbeliebt, da ihnen vorgeworfen wurde, dass sie einmal vermittelte DienstbotInnen oft wieder abwarben, um so oft wie möglich die Vermittlungsgebühr zu kassieren.³⁶

Eine ähnliche Funktion, nur in Bezug auf zu verkaufende Waren, nahmen im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit die so genannten Unterkäufer ein: Wenn ein fremder Kaufmann in eine Stadt kam, konnte er sich an einen solchen Unterkäufer wenden, der ihm gegen Bezahlung einer Gebühr dabei half, Wiederverkäufer zu finden.³⁷

Dienstboten, Lehnlakaien und Dienstmänner

Auch DienerInnen können als Suchmaschinen betrachtet werden; hier kann unterscheiden werden zwischen solchen, die über einen längerem Zeitraum in einem Haushalt arbeiten, und den in großen Städten auftauchenden Lehnlakaien oder Dienstmännern, deren Dienste zumeist von Reisenden nur für einen bestimmten Zeitraum in Anspruch genommen werden.

Was erstere Gruppe betrifft, so verwies Markus Krajewski auf eine literarische Verarbeitung dieses Themas, verfasst von P.G. Wodehouse, der 1923 eine Serie von Miniaturen über den Butler *Jeeves* veröffentlichte, einen Hausdiener, der als regelrechte Informationszentrale betrachtet werden kann. Jeeves fungiert als Schnittstelle zwischen dem Hausherrn und dem Rest des Personals und bekommt im Zuge dieser Arbeit sehr tiefe Einblicke in die finanziellen und sonstigen Verhältnisse der herrschaftlichen Familie. Es war nach Markus Krajewski nur folgerichtig, dass sich in den 1990er Jahren eine der mit Google konkurrierenden Suchmaschinen AskJeeves.com

nannte, womit auch die Ambivalenz solcher Einrichtungen angedeutet wird: Zum einen ist eine menschliche Suchmaschine ein hilfreicher Geist, zum anderen aber auch Geheimnisträger, der immer wieder verdächtigt wird, ein Spitzel, ein Spion zu sein und diese Geheimnisse an andere Mächte zu verraten; besonders stark ausgeprägt war dies um 1800, als bei jenen adeligen und bürgerlichen Familien, die sich Dienstpersonal leisten konnten, eine regelrechte Paranoia auftrat, dass sie von ihren Dienern und Dienerinnen bespitzelt werden könnten.³⁸ Auch heute ist diese Angst manchmal noch vorhanden, als Beispiel dafür sei eine literarische Verarbeitung genannt, nämlich eine Kurzgeschichte Woody Allens, in der Allens Kinder mädchen einen Enthüllungsroman über ihn zu verfassen beabsichtigt.³⁹

Für die zweite Gruppe der nur temporär ihre Kenntnisse zur Verfügung stellenden Lehnlakaien, deren Dienste vor allem von Reisenden in Anspruch genommen werden, sollen Beispiele aus Wien und Prag zitiert werden: So berichtete der Reiseschriftsteller Johann Kaspar Riesbeck, dass er mit Hilfe eines solchen Lehnlakaien in Wien nach seiner Ankunft binnen drei Tagen ein Zimmer zum Mieten gefunden hätte;⁴⁰ ein Reiseführer von Wien aus dem Jahr 1797 wiederum enthält folgende Passage: „Zur Bedienung der Fremden giebt es Lehnlakeyen die häufig in den Gasthäusern sitzen auf die Ankunft der Fremden harrend. Man zahlt ihnen des Tags an stipulirter Taxe 34 kr. Will man aber recht gut bedient werden, so giebt man ihnen etwas mehr, und zwar 45 Kreuzer.“⁴¹ In einem Prager Reiseführer aus dem Jahr 1817 findet sich folgender Ratschlag: „Wenn derselbe {der Fremde, AT} von den Oertern, die er besuchen will, unterrichtet zu werden wünscht, so verwendet er sich an den Aufwärter des Gasthauses, insgemein Lehnlaquai genannt, welcher den Gast nach dem Bestimmungsorte begleitet. Dieser Lehnlaquai trifft auch Veranstaltung, damit der einkehrende Fremde mit allen Artikeln, die er verlangt, versehen würde.“⁴²

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts machte dann die Gewerbeordnung diese Lohnlakaien zu einem konzessionierten „Platzgewerbe“; von diesem Zeitpunkt an gab es die so genannten Dienstmänner-Institute und mit ihnen die Figur des Dienstmannes,⁴³ die vor allem aus dem Film „Hallo Dienstmann!“ mit Paul Hörbiger bekannt ist. Sie mussten „als besonderes Kennzeichen eine graue Hose, blaue Bluse sowie eine Kappe mit Metallschild, auf dem das Wort ‚Commissionär‘ st[and]“ tragen, sowie ein Häuserschema von Wien bei sich haben; jeder von ihnen bekam eine bestimmte Nummer, die in ein großes Blechschild eingestanzte war und an der Brust getragen werden musste. 1872 gab es in Wien 2300 solcher konzessionierten Dienstmänner, 1934 noch 180, nach dem Zweiten Weltkrieg nur mehr 17, in den Jahren darauf ging diese Tradition zu Ende. In einem Zei-

tungsbericht aus 1947 lamentierte einer der letzten von Dienstmännern: „Wann a Fremder kumma is, dann hat man ihm glei die ganze Stadt ein bisserl erklärt, hat eahm eventuell auf a guates Viertel geführt, no natürl hat ma a mittrunken, aber net nur wegen den Wein, na überhaupt, ma hat geschaut, dass ma Kontakt mit de Leut bekommt.“⁴⁴

Hausmeister

Eine weitere „menschliche Suchmaschine“ stellen in Wien — aber nicht nur dort, man denke an die Figur der Pariser „concierge“ oder den nationalsozialistischen „Blockwart“ — die Hausmeister dar; in einem Reisebericht von Friedrich Nicolai aus dem Wien der 1780er Jahre heißt es: „Wer also in einem grossen Haus jemand zu suchen hat, muß nur nach dem Hausmeister fragen, welcher alle Miethsleute kennet, die sich oft untereinander nicht kennen.“⁴⁵ Auch bei der Wohnungssuche konnten Hausmeister wichtig sein, da sie untereinander in Kontakt standen und damit von leerstehenden Wohnungen Bescheid wussten, wodurch sie zu einer „zentrale[n] Anlaufstelle für hausfremde Quartiersucher“ wurden.⁴⁶ Auch diese Serviceleistung ist nicht unschuldig, wie aus den Schriften eines weiteren Wienchronisten, nämlich Josef Richter hervorgeht, der 1785 die Hausmeister als eine regelrechte „Hausplage“ bezeichnete: „Am unerträglichsten und gröbsten sind die Hausmeister, die zugleich Freunde, Rathgeber und Spione der Hausinspektoren und Administratoren sind, falls sie auch k.k. wären.“⁴⁷

Der Beruf des Hausmeisters in Wien entstand durch den Bau der Zinskasernen, als der Hausherr oft nicht mehr im eigenen Haus wohnte und als Bindeglied zwischen ihm und den Mietern die Institution des Hausmeisters geschaffen wurde, der u. a. die Miete einsammelte und zu dessen Pflichten es zählte, „über alle Vorkommnisse im Haus Bescheid zu wissen und dem Hausherrn im Bedarfsfall Meldung zu erstatten. Ihm waren alle Parteien persönlich bekannt, oft wußte er über eine Familie schon bevor sie einzog sämtliche privaten und beruflichen Verhältnisse.“ Die Wiener Hausmeister kooperierten auch mit der Polizei, in einem wechselseitigen Verhältnis: Die Polizei bekam Nachrichten über verdächtige Mieter, der Hausmeister von der Polizei Vorabinformationen über künftige Mieter.⁴⁸

6. Institutionen der Informationsvermittlung

Dass es sich bei Archiven, Bibliotheken und Museen sowie Schulen und Universitäten um die klassischen Stätten der abendländischen Wissens-

und Informationsvermittlung handelt, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Demgegenüber weniger Beachtung fanden bislang jene Orte und Institutionen, die zur Vermittlung von Alltagsinformationen dienten. Eine Auswahl davon soll in diesem Kapitel vorgestellt werden.

Wirts- und Kaffeehäuser

Die in Wirtshäusern und Kaffeehäusern ausgeübten Tätigkeiten gehen weit über den Ausschank von Getränken und das Anbieten von Nahrung hinaus; Historiker und Historikerinnen dieser Gaststätten berichten, dass dort Versteigerer ihre Waren anboten, Zahnärzte den Beruf ausübten, Reisende Informationen über unbekannte Orte suchten; der englische Tagebuchschreiber Samuel Pepys wiederum schrieb in seinem Tagebuch, dass er ins Wirtshaus aus dem Verlangen ging, um Neuigkeiten zu erfahren.⁴⁹ Wirtshäuser dienten als Informations- und Kontaktbörsen, es wurden Verträge abgeschlossen, Neuigkeiten weitergereicht, Disputationen geführt und Protestaktionen vorbereitet; es war (und ist) zugleich Treffpunkt, Warenumschlagsplatz, Bank, Arbeitsvermittlungsbüro und Lokal für Versammlungen. Auch staatliche Funktionen wurden dort ausgeübt, denn in manchen Dörfern, wo es keine Gerichtsgebäude gab, wurden Gerichtsversammlungen vor der Gasthausöffentlichkeit abgehalten; auch diente das Wirtshaus zuweilen als Publikationsort von Gesetzen. Weiters gab es noch die Herbergsfunktion des Gasthauses für reisende Diplomaten und schließlich die mediale Funktion als Nachrichtenumschlagplatz; kein Wunder, dass kirchliche Kräfte immer wieder versuchten, das Wirtshaus als Stätte der Sünde zu stigmatisieren.⁵⁰

Die Funktion als politischer Debattierklub galt im Speziellen für das Kaffeehaus; schon Mitte des 18. Jahrhunderts, genauer 1743, behauptet ein Beobachter namens Theodor Johann Quistorp, „daß ein Cafféhaus gleichsam eine politische Börse sey, wo die wackersten und witzigsten Köpfe aus allen Ständen zusammenkommen“.⁵¹

Adressbüros: Das Beispiel des Pariser Bureau d'adresse, 1630–1643

Ein im Vergleich zu Wirts- und Kaffeehäusern spezifischer Ort der Informationsvermittlung stellten seit dem 17. bis Anfang des 19. Jahrhunderts die so genannten Adressbüros dar, die in der Habsburgermonarchie als Frag- und Kundschaftsämter bezeichnet wurden; diese vermittelten gegen eine gewisse Gebühr Arbeit, Wohnungen, Waren und Geld und gaben manchmal auch Anzeigenblätter hinaus. An dieser Stelle⁵² soll nur auf das

früheste und zugleich berühmteste dieser Adressbüros eingegangen werden, nämlich das von Théophraste Renaudot in Paris ab circa 1630 eingerichtete *Bureau d'adresse*. Renaudot – bekannt als Gründer einer der ersten Zeitungen Frankreichs, der *Gazette (de France)* – wurde 1586 in Loudun geboren und studierte an der Universität Montpellier Medizin; 1611 lernte er Père Joseph und Richelieu kennen, die ihn bei seinen Plänen unterstützen sollten. Ursprünglich Protestant, konvertierte der mittlerweile nach Paris übersiedelte Renaudot im Oktober 1628 zum Katholizismus.

Hintergrund der Schaffung seines *Bureau d'adresse* war die frühneuzeitliche Armenpolitik: Renaudot war der Überzeugung, dass es jenseits der Einsperrung der Armen in Arbeitshäusern – dem *grand enfermement*, wie es Foucault beschrieben hat – auch noch nötig wäre, für geeignete Institutionen der Arbeitsvermittlung zu sorgen. Bereits 1612 erhielt er das ausschließliche Privileg, Adressbüros und -register in allen Orten Frankreichs einzurichten, 1618 wurde er zum Generalkommissar der Armen ernannt. Bis er den Plan des Adressbüros verwirklichen konnte, vergingen allerdings noch einige Jahre; immer wieder trug er in Paris seine Vorschläge vor, 1628 war es dann soweit: Ein mit 31. März 1628 datiertes Patent bestätigte das Privileg von 1612, und spätestens im Jahr 1630 nahm das *Bureau d'adresse*, angesiedelt im *Maison du Grand-Coq* am *Quai du Marché Neuf* in der *Rue de la Calandre*, seine Tätigkeit auf.

Diese Tätigkeiten waren zahlreich und vielfältig. So diente es zum einen dazu, Menschen, die Informationen suchten, diese zu beschaffen: Wer Wegadressen oder eine Reisebegleitung suchte, wer Namen und Wohnsitze wichtiger Personen wie Theologen, Ärzte und Advokaten in Erfahrung bringen wollte, konnte sich an das Büro wenden und auf eine Antwort hoffen. Es diente auch als Verkaufagentur: Wer etwas zu verkaufen hatte, konnte seine Ware gegen eine Vermittlungsgebühr von drei Sous in ein Register eintragen lassen; wer eine Ware suchte, konnte ebenfalls gegen Gebühr in diese Register Einblick nehmen. Zum Verkauf standen nicht nur bewegliche Güter wie Antiken, Bücher oder Maschinen, sondern auch Tiere – einmal wurde sogar ein Dromedar angeboten – und Immobilien wie Landgüter oder ganze Häuser. Auch zur Arbeitsvermittlung wurde das Büro eingesetzt: Offene Stellen wurden in ein eigenes Register eingetragen, genauso wie Lehrer, Dienstboten und Gesellen auf Arbeitssuche ihre Anfragen an das Büro richten konnten. Das Büro gab zuweilen auch eine eigene Zeitschrift heraus, das *Feuille du Bureau d'Adresse*, in dem Exzerpte der Registerinträge publiziert wurden. Darüber hinaus diente das Büro der medizinischen Betreuung – Renaudot war von seiner Ausbildung her Arzt –, was insbesondere für Arme gedacht war: Nach einer ersten Konsultation

wurden die Kranken an Ärzte, Chirurgen und Apotheker weitergewiesen, die sie gratis behandelten. Weiters fungierte das Büro als Pfandhaus: Wer kurzfristig Geld brauchte, konnte eines seiner Besitztümer im Büro abgeben und belehnen lassen. Und schließlich übernahm das Büro noch die Aufgaben einer wissenschaftlichen Akademie: Von 1633 an wurden jeden Montag um 14 Uhr in den Räumlichkeiten des Bureau Vorträge – die *conférences du Bureau d'adresse* – abgehalten, die eine Reihe unterschiedlicher Sachgebiete behandelten, zum Beispiel Medizin, physikalische Phänomene oder die Ökonomie. Am 3. Februar 1642 wurde übrigens eine Frage behandelt, die die Menschheit bekanntlich schon lange brennend interessiert: „Was wurde zuerst gemacht, das Ei oder das Huhn?“⁵³

Auf Grund der umfangreichen Tätigkeit des Büros geriet es immer wieder in Konflikt mit jenen Personen, deren Aufgabenbereiche dadurch tangiert wurden. So waren die traditionell mit der Arbeitsvermittlung befassten Gesellenvereinigungen keineswegs glücklich über die Konkurrenz, die sie auf diesem Gebiet durch das Büro erhielten. Vor allem war es aber die medizinische Fakultät, die gegen das Büro vorging, insbesondere, als Renaudot seine Tätigkeit auf dem Gebiet der medizinischen Beratung noch ausdehnen wollte; erfolgreich waren Renaudots Widersacher erst, als sein Protektor, Kardinal Richelieu, starb: 1643 musste Renaudots *Bureau d'adresse* den Großteil seiner Tätigkeit einstellen.

Das Privileg, Adressbüros einzurichten, blieb aber auch nach Renaudots Tod am 25. Oktober 1653 im Besitz seiner Familie. In den folgenden Jahrzehnten wurden immer wieder auf Grundlage dieses zumeist an andere verpachteten Privilegs Adressbüros in Paris errichtet, die zumeist sehr kurzlebige Annoncenblätter herausgeben. In der Regel beschränkten sie sich auf den Aufgabenbereich einer Verkaufagentur, wobei das Bestreben, aus dem Bureau ein Kaufhaus zu machen und die Ware direkt vor Ort anzubieten, wiederholt den Unmut der Polizei auf sich zog.⁵⁴

Das Anfrage- und Auskunftscmptoir, Wien 1819

Ganz ähnliche Einrichtungen wie diese Adressbüros entstanden Anfang des 19. Jahrhunderts, nämlich die Anfrage- und Auskunftscmptoire; bislang sind solche für Wien, Breslau und München bekannt. Das Wiener Anfrage- und Auskunftscmptoir wurde 1819 von Joseph Jüttner und Baron von Steinau gegründet und war zuerst am Michaelerplatz, dann am Kohlmarkt und später auf der Freyung untergebracht; es bot seine Dienste u.a. mit dem Argument an, dass die Lohndiener unzuverlässig seien. In einem Reiseführer aus dem Jahr 1822 heißt es darüber: „Diese Anstalt ist auf dem Kohlmarkte

Nro. 281 im ersten Stock. Die Unternehmer derselben geben, gegen das mäßige Honorar von 20. kr. bis zu 1 fl. Auskunft über hier sich aufhaltende In- und Ausländer, über Doctoren der Medicin und der Rechte, über Beamte, Gelehrte, Künstler tc., über das Locale und die Einrichtung öffentlicher Institute; über Behörden und Staatsbeamte; über alle Arten von Compagnie-Geschäften; über Darlehen auf Hypotheken und Waaren; über vorhandene Natur- und Kunstproducte für Käufer und Verkäufer; über Reisegelegenheiten; über Dienstgeber und Dienstsucher; über Käufe und Pachtungen von Häusern, Realitäten tc., über Wohnungen, Magazine, Stallungen, Fabriken tc., kurz, über alle bürgerliche und gesellschaftliche Geschäfte und Verhältnisse, welche zu wissen erlaubt ist. — Das Comptoir ist an allen Wochentagen von 9 bis 12 Uhr Vormittags, und von 3 bis 6 Uhr Nachmittags offen. Auch kann man sich aus den Provinzen in frankirten Briefen um die betreffenden Notizen an dasselbe wenden.⁵⁵ In der Folge entstanden eine ganze Reihe solcher Einrichtungen, die sich manchmal auf bestimmte Vermittlungsdienste spezialisierten; so gab es 1841 zum Beispiel das „Auskunfts-Protokoll für dienstlose Amtsindividuen des Herrn. Jos. Frank, am Bauernmarkt Nr. 589, und das Auskunfts-Bureau für musikalische Angelegenheiten jeder Art in Wien von Franz Glögg, Kohlmarkt Nr. 260“.⁵⁶

Eine Satire auf das erste dieser Auskunftscomptoire erschien 1820 in der Zeitschrift Eipeldauer: „Von dem in Wien seit einiger Zeit, mit sehr vielem Glück bestehenden Auskunfts-Comptoir weiß ich auch ein Paar Anekdoten. Da ist nämlich die Tag ein ungarischer Heubauer hinkommen und hat g’sagt: ‚Meine Herren, möchte ich gern wissen, ob mein junges Weibel, während ich in Wien bin und mein Heu verkauf, mir in Ungerland treu ist! Gehen’s seyn’s so gut und schlagens einmal nach.‘ Wieder ein anderer ist kommen, der gern hat wissen wollen, ob sein reicher Vetter in Günz heuer noch stirbt, und ihn, zum Erben einsetzt. O mein Herr Vetter, wann die Herren in dem Comptoir lauter solche Sachen auffinden könnten, sie müßten noch mehr zu thun bekommen. Ich z.B. ließ mir aufschlagen, ob das Publikum mit mir recht lang zufrieden seyn, und ob der Eipeldauer immer mehr und mehr Leser bekommen wird.“⁵⁷ — Hier wurde unterstellt, das Comptoir könne u.a. über die Zukunft Auskunft geben; wie so häufig gab hier ein neues Medium den Anstoß dazu, Utopien des Allwissens zu generieren.

Zeitungsausschnittsdienste

Eine weitere, spezialisierte Einrichtung der Informationsvermittlung sind Zeitungsausschnittsdienste, zu deren Geschichtsschreibung Anke te Heesen in ihrem Buch „Der Zeitungsausschnitt. Ein Papierobjekt der Moderne“

beigetragen hat.⁵⁸ Das Ausgangsproblem, auf das diese Institutionen eine Lösung zu geben versprochen, waren recht klar und wurde z.B. Anfang der 1870er Jahre von einer Romanfigur Dostojewskijs formuliert: Eine Unmenge von Zeitungen erscheine täglich, in der über viele interessante Ereignisse berichtet werde, die jedoch wiederzufinden nach einer gewissen Zeit fast unmöglich falle.⁵⁹ Wenn auch nicht für den retrospektiven Gebrauch, so doch für die Suche nach einem Thema ab einem aktuellen Zeitpunkt wurden schließlich Zeitungsausschnittsdienste gegründet: Das erste bekannt gewordene Büro wurde unter der Bezeichnung „Argus de la Presse“ 1879 in Paris gegründet. Gemäß der Gründungslegende soll der Erfinder, Comte François-Gaston-Auguste de Chambure des öfteren Künstler beobachtet haben, die an Zeitungsständen die Zeitungen auf Artikel durchsahen, die über ihre Werke berichteten; de Chambure schnitt daraufhin aus einigen Tageszeitungen Kritiken aus und leitete diese an die betreffenden Künstler weiter, woraus ein regelrechtes Unternehmen entstand. Von Paris aus verbreiteten sich dann die Zeitungsausschnittsdienste in weitere Städte, ein Angestellter von Argus de la Presse, der Schriftsteller und Journalist Max Karfunkel gründete zum Beispiel in Berlin einen solchen Dienst; allgemein ist die Entstehungsgeschichte dieser Büros eher verworren und wäre noch gründlich zu erforschen.⁶⁰ Bekannt ist, dass in Wien 1896 ein solches, heute noch existierendes Unternehmen gegründet wurde, der Observer, der zum 110-jährigen Jubiläum auch eine kleine Broschüre und eine CD sowie eine Webpräsentation gestaltete.⁶¹ Aus einer Beschreibung aus den Anfängen dieser Dienste geht hervor, dass die Arbeit des Zeitungsdurchlesens vor allem von Frauen geleistet wurde: „In Romeikes New-Yorker Haus saßen zuletzt 60 junge Frauen über 1090 Zeitungen und 5000 Zeitschriften gebeugt. Wenn sie den Blick von den Spalten erheben, fällt er auf eine gedruckte Liste von Namen und Themen, auf die sie achten müssen; aber nur die am schwersten zu merkenden stehen auf der Liste, die ändern müssen sie im Kopf haben; 7000 Namen und Themen sind’s alles in allem. Alle Mädchen haben ihre Luchsaugen für alle Klienten zu betätigen. Zweimal am Tage ertönt eine Klingel, eine Vorarbeiterin erscheint und verliest neue Kunden und Themen. Die Mädchen schneiden nicht, sie streichen nur mit Bleistift an. Das Schneiden besorgt eine Gruppe von Jungen. Dann kommt wieder eine Mädchengruppe, die ordnet die Ausschnitte in Fächer.“⁶²

7. Adressbücher und Personensuche

Adressbücher sind eine Mediengattung, die seit Ende des 17. Jahrhundert auftreten und u.a. zur Personensuche verwendet werden konnten. Wer

nicht darüber verfügte oder eine Person suchte, die darin nicht vorkam, hatte die Möglichkeit, mittels Nachfrage im Wirtshaus ans Ziel zu kommen, oder aber – sofern es ihn schon gab – den Hausmeister zu kontaktieren.

Das „Livre Commode“ des Nicolas de Blegny, 1691/1692

Als eines der ersten Adressbücher gilt das 1691 in Paris vom Arzt und Apotheker Nicolas de Blegny veröffentlichte „Livre Commode contenant les adresses de la ville de Paris (...)“; es enthielt Adressen von Handwerkern, Händlern, Beamten und Funktionären; die Veröffentlichung solcher Adressen wurde damals als Indiskretion betrachtet, weswegen dieses Buch schnell beschlagnahmt wurde.⁶³

Staatskalender und Stadtadressbücher

In deutschsprachigen Territorien erschienen Staatshandbücher oder Amtskalender circa gleichzeitig wie in Paris,⁶⁴ seit 1692 gab es zum Beispiel den Kaiserlichen Hof- und Ehrenkalender, und seit Anfang des 18. Jahrhunderts boomten die so genannten Stadtadressbücher: Diese erscheinen in Leipzig, Halle und Breslau erstmals 1701, in Dresden 1702, in Berlin 1704. Diese Bücher enthielten üblicherweise ein systematisches Verzeichnis der Behörden mit der Angabe der dort arbeitenden Beamten. Wer allerdings nach einer ihm oder ihr bekannten Person suchen wollte, konnte dies nicht immer leicht durchführen, da in den jährlich erscheinenden Büchern oft kein Namensregister vorhanden war; um eine gesuchte Person schnell zu finden, musste man wissen, in welcher Behörde diese arbeitete, ansonsten war der gesamte Kalender von vorne bis hinten aufmerksam zu durchsuchen. „Auf diese Weise“ – so bewertete dies Volker Bauer, einer der besten Kenner der Adressbücher – „fungierten die Behördenlisten als druckförmige Abbildung des territorialen Fürstenregiments und als Element politischer Repräsentation: Herrschafts- und Datenordnung waren kongruent. Anders als die bewusst verworfene alphabetische Reihenfolge erschwerte der systematische Aufbau die freie Personensuche. Offensichtlich war das Genre darauf ausgerichtet, nur ganz bestimmte, affirmative, Hof- und Fürstengesellschaft legitimierende Suchanfragen zu unterstützen.“⁶⁵

Erst im Laufe des 19. Jahrhundert setzte eine so genannte Verbürgerlichung der Stadtadressbücher ein, d.h. nicht nur Behörden, sondern auch Kaufleute, Händler und Hausbesitzer wurden in diesen Büchern vermerkt.⁶⁶

Wien: Der „Lehmann“

In Wien gab es lange Zeit kein Stadtadressbuch, sondern nur den genannten Hofkalender; ein richtiges, regelmäßig publiziertes Stadtadressbuch erschien erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, nämlich der so genannte „Lehmann“, benannt nach Adolph Lehmann, der von Breslau aus nach Wien zugewandert war und 1858 dem Polizeichef seine Idee eines Allgemeinen Wohnungsanzeiger vorstellte. Lehmann wurde in der Folge tatsächlich von der Polizei unterstützt, und konnte vermutlich auf Grundlage der Volkszählungsergebnisse von 1857 ein Adressbuch zusammenstellen. Das ganze war ein sehr aufwändiges Unterfangen, so besuchten für die Ausgabe von 1861 Agenten im Auftrag Lehmanns jeden Wiener Haushalt; 1874 wurde eine eigene Minivolkszählung durchgeführt, wobei der Großteil der Arbeit von der Stadtpolizei auf Lehmanns Kosten übernommen wurde; damals wurden ca. 250.000 Fragebogen gedruckt und exakt am 20. April die ausgefüllten Formulare eingesammelt.⁶⁷ Ab 1949 erschien dieses Adressbuch im Verlag Herold, eingestellt wurde es aus Gründen des Datenschutzes 1976, zu einem Zeitpunkt, als die meisten Haushalte schon über ein anderes gedrucktes Medium verfügten, nämlich das Telefonbuch.⁶⁸

Personensuche nach den Weltkriegen: Der Suchdienst des Roten Kreuz

Als ein weiteres Instrument der Personensuche kann der Suchdienst des Roten Kreuz betrachtet werden; eine solche Organisation zur Suche nach vermissten Militärangehörigen gab es schon während des Ersten Weltkriegs, und dann vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg, als Überlebende der Konzentrationslager sowie Vertriebene aus den Ostgebieten gesucht wurden. Erst vor kurzem, nämlich Ende 2007 wurde das Archiv des Internationalen Suchdienst des Roten Kreuz in Bad Arolsen für die Forschung zugänglich gemacht; eine andere Abteilung des Roten Kreuz, die Central Tracing Agency in Genf ist für die Suche nach Kriegsgefangenen zuständig.⁶⁹

8. Schluss

Mit dem Begriff „friendemy“ wird versucht, das Oszillieren von Anwendungen wie Google zwischen freundlicher Nützlichkeit und feindlicher Kontrolle über die Wünsche der Userinnen und User zu beschreiben: „Auf Grund von gefährlichem Detailwissen haben Firmen im Netz eine neue Form der Macht – nicht umsonst bezeichnet man Google als ‚Friend-

emy'. Diese Firmen im Netz sind auf Grund ihres Wissens – und Wissen ist Macht, heute mehr denn je – gefährlich wie ein Feind, aber sie verhalten sich wie deine Freunde. Sie machen das Leben leichter. Sie sind nicht im hegelschen Sinne Herrscher. Es ist eine andere Form der Macht, und diese Macht ist gefährlich – doch sie ist nicht automatisch unterwerfend, schlecht oder böse.⁶⁷⁰

Wie sich zeigt, lässt sich diese Janusgesichtigkeit bereits an den Suchhilfen des „analogen Zeitalters“ demonstrieren, was erklärt, warum ihnen zuweilen mit Skepsis begegnet wurde: Hausmeister, Diener, Adressbüros und dergleichen stehen in einem Spannungsfeld zwischen privater Nutzung und obrigkeitlicher Inanspruchnahme, das bei jedem Auftauchen einer neuen Suchhilfe neu verhandelt wird.

Mag. Dr. Anton Tantner
Institut für Geschichte, Universität Wien
E-Mail: anton.tantner@univie.ac.at

- 1 Zur Geschichte Googles vgl. u.a. die journalistischen Darstellungen: Vise, David – Malseed, Mark: Die Google-Story. Hamburg 2006; Reppegaard, Lars: Das Google-Imperium. Hamburg 2008.
- 2 Allgemein zu vielen der in diesem Artikel angeschnittenen Themen siehe: Burke, Peter: Papier und Marktgeschrei. Die Geburt der Wissensgesellschaft. Berlin 2001.
- 3 Homepage mit Programm: <http://www.univie.ac.at/iwk/vor-Google/> Tagungsbericht: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=2446> (letzter Zugriff jeweils 30.11.2009); eine Publikation ist in Vorbereitung.
- 4 Krajewski, Markus: ZettelWirtschaft. Die Geburt der Kartei aus dem Geiste der Bibliothek. Berlin 2002 (Copyrights 4), S. 16.
- 5 Zur Geschichte der Kataloge an der Universitätsbibliothek Wien siehe u.a.: Alker, Hugo: Geschichte der Sachkatalogisierung an der Universitätsbibliothek Wien Wien 1774–1954. In: Bibliothek, Bibliothekar, Bibliothekwissenschaft. Festschrift Joris Vorstius zum 60. Geburtstag dargebracht, hrsg. von Heinrich Roloff. Leipzig 1954. S. 118–132; Pongratz, Walter: Geschichte der Universitätsbibliothek Wien. Wien-Graz-Köln 1977.
- 6 Jochum, Uwe: Kleine Bibliotheksgeschichte. Stuttgart 1993, S. 141–146.
- 7 Petschar, Hans – Strouhal, Ernst – Zobernig, Heimo: Der Zettelkatalog. Ein historisches System geistiger Ordnung. Wien–New York 1999;

- Krajewski: ZettelWirtschaft. Ein weltweites Verzeichnis von solchen eingescannten Zettelkatalogen bietet die von Otto Oberhauser betreute „International CIPAC List“: <http://www.ub.tuwien.ac.at/cipacs/c-i.html> (letzter Zugriff: 18.12.2009).
- 8 Teague, S. John: Microform, video and electronic media librarianship. London u.a. 1985, S. 4–12; Hacker, Rupert: Bibliothekarisches Grundwissen. München 7. Aufl. 2000, S. 178f.
 - 9 Vollständige bibliographische Angabe: Büchernachweisstelle der Österreichischen Bibliotheken, Nominalkatalog ausländischer Monographien 1930 – 1980 an österreichischen wissenschaftlichen Bibliotheken, Wien 1989.
 - 10 10 Jahre BIBOS. Festschrift, hrsg. von Inge Neuböck u. Josef Vass. Wien: 2. Aufl. 1991; Hauffe, Heinz: Bibliotheksautomation in Österreich – State of the Art, in: Bibliotheksmanagement – Kulturmanagement. 24. Österreichischer Bibliothekartag, Vorträge und Berichte. Innsbruck 1998, S. 113–126.
 - 11 Jele, Harald: Wissenschaftliches Arbeiten in Bibliotheken. Einführung für StudentInnen. München–Wien 1999, S. 41–49, 102–109; Weinberger, David: Das Ende der Schublade. Die Macht der neuen digitalen Unordnung. München 2008, S. 55–75.
 - 12 Burke: Papier, S. 131f., 215–218; Rhodes, Neil – Sawday, Jonathan: Paperworlds: Imagining the Renaissance Computer, in: The Renaissance Computer. Knowledge Technology in the First Age of Print, hrsg. von Neil Rhodes u. Jonathan Sawday. London–New York 2000, S. 1–17, hier 8f.; als Überblick zur Geschichte des alphabetischen Sortierens: Küster, Marc W.: Geordnetes Weltbild. Die Tradition des alphabetischen Sortierens von der Keilschrift bis zur EDV. Eine Kulturgeschichte. Tübingen 2006.
 - 13 Petschar, Hans: Einige Bemerkungen, die sorgfältige Verfertigung eines Bibliothekskatalogs für das allgemeine Lesepublikum betreffend. In: Ders. – Strouhal, Ernst – Zobernig, Heimo: Der Zettelkatalog. Ein historisches System geistiger Ordnung. Wien/New York 1999, S. 17–42, hier 35 f. und 42, Anm. 65.
 - 14 Hacker, Grundwissen, S. 181–195.
 - 15 Zedelmaier, Helmut: Facilitas inveniendi. Zur Pragmatik alphabetischer Buchregister, in: Wissenssicherung, Wissensordnung und Wissensverarbeitung. Das europäische Modell der Enzyklopädien, hrsg. von Theo Stammes u. Wolfgang E.J. Weber. Berlin 2004 (Colloquia Augustana 18), S. 191–203, hier 193 (Zitat) und 201.
 - 16 Corns, Thomas N.: The Early Modern Search Engine: Indices, Title Pages, Marginalia and Contents, in: The Renaissance Computer. Knowl-

- edge Technology in the First Age of Print, hrsg. von Neil Rhodes u. Jonathan Sawday. London–New York 2000, S. 95–105, hier 103.
- 17 Rieder, Bernhard: Zentralität und Sichtbarkeit. Mathematik als Hierarchisierungsinstrument am Beispiel der frühen Bibliometrie. Vortrag, gehalten am Symposium „Vor Google – Suchmaschinen im analogen Zeitalter“, Wien 11.10.2008.
- 18 Zum ERIH siehe: <http://www.esf.org/research-areas/humanities/research-infrastructures-including-erih.html> (letzter Zugriff 1.12.2009).
- 19 Siehe u. a. Reppesgaard, Google-Imperium, S. 77.
- 20 Dazu u.a.: Darnton, Robert: Glänzende Geschäfte. Die Verbreitung von Diderots „Encyclopédie“ oder: Wie verkauft man Wissen mit Gewinn? Frankfurt am Main 1998. Digitalisat der „Encyclopédie“ unter: <http://portail.atilf.fr/encyclopedie/> (letzter Zugriff 18.12.2009).
- 21 Digitalisat: <http://www.zedler-lexikon.de/> (letzter Zugriff 18.12.2009).
- 22 Enzensberger, Hans Magnus: Der kurze Sommer der Anarchie. Buena-ventura Durrutis Leben und Tod. Frankfurt am Main: Suhrkamp st 395, 10. Aufl., 1994, S. 57, 64. Digitalisat: <http://www.encyclopedie-anarchiste.org/> (letzter Zugriff 18.12.2009).
- 23 Nähere Informationen unter: <http://www.enzyklopaedie-der-neuzeit.de/> (letzter Zugriff 18.12.2009).
- 24 Gierl, Martin: Enzyklopädie, in: Enzyklopädie der Neuzeit, hrsg. von Friedrich Jaeger. Stuttgart u.a. 2005ff., Bd. 3, 2006, Sp. 344–356.
- 25 Petersen, Thomas u. a.: Der Fragebogen Karls des Grossen. Ein Dokument aus der Vorgeschichte der Umfrageforschung. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 56 (2004), S. 736–745.
- 26 Burke, Peter: Städtische Kultur in Italien zwischen Hochrenaissance und Barock. Eine historische Anthropologie. Berlin (BRD) 1986, S. 34–37, Zitat S. 37.
- 27 Burke: Papier, S. 150–155.
- 28 „... Der größte Teil der Untertanen lebt elend und mühselig“. Die Berichte des Hofkriegsrates zur sozialen und wirtschaftlichen Lage der Habsburgermonarchie 1770–1771, hrsg. von Michael Hochedlinger u. Anton Tantner. Innsbruck–Wien–Bozen 2005 (Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs Sonderband 8).
- 29 Cooper, Alix: Fragen ohne Antworten. Die Suche nach lokalen Informationen in der frühen Aufklärung. Vortrag, gehalten am Symposium „Vor Google – Suchmaschinen im analogen Zeitalter“, Wien 10.10.2008.
- 30 Stagl, Justin: Eine Geschichte der Neugier. Die Kunst des Reisens 1550–1800. Wien–Köln–Weimar 2002, S. 283–304.
- 31 Burke: Papier, S. 147–149; allgemein zu Geheimdiensten siehe: Horn,

- Eva: Der geheime Krieg. Verrat, Spionage und moderne Fiktion. Frankfurt am Main 2007.
- 32 Reinöhl, Fritz: Die österreichischen Informationsbüros des Vormärz, ihre Akten und Protokolle, in: Archivalische Zeitschrift 38 (1929), S. 261–288.
- 33 <http://www.heise.de/newsticker/BND-Mitarbeiter-haben-angeblich-Wikipedia-Eintraege-geaendert--/meldung/118874>, <http://www.taz.de/1/politik/deutschland/artikel/1/wikipedia-artikel-angeblich-geaendert/> (letzter Zugriff jeweils: 1.12.2009).
- 34 Faulstich, Werner: Medium, in: Grundwissen Medien, hrsg. von Ders. München 5. Aufl. 2004, S. 13–102, hier S. 13, 23–25.
- 35 Windler, Christian: Gemeinde und königliche Gerichte in Spanien im ausgehenden Ancien Régime, in: Zeitschrift für Historische Forschung 24 (1997), S. 53–87, hier S. 56; allgemein zu den Mittelmännern und -frauen: Groebner, Valentin: Mobile Werte, informelle Ökonomie. Zur ‚Kultur‘ der Armut in der spätmittelalterlichen Stadt, in: Armut im Mittelalter, hrsg. von Otto Gerhard Oexle. Ostfildern 2004, S. 165–187, hier 175–180.
- 36 Die Arbeitsvermittlung in Österreich. Hrsg vom Statistischen Departement im k.k. Handelsministerium. Wien 1898, S. 26.
- 37 Schmieder, Eberhard: Unterkäufer im Mittelalter. Ein Beitrag zur Wirtschafts- und Handelsgeschichte vornehmlich Süddeutschlands, in: Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 30 (1937), S. 229–260.
- 38 Krajewski, Markus: Askjeeves. Der Diener als Informationszentrale, in: Recherche. Zeitung für Wissenschaft, 2008, Nr. 3, S. 21–23.
- 39 Allen, Woody: Nachtbuch einer Nanny, in: Ders.: Pure Anarchie. Zürich 2007, S. 69–77.
- 40 Johann Kaspar Riesbeck zit. nach Sadowsky, Thorsten: Reisen durch den Mikrokosmos. Berlin und Wien in der bürgerlichen Reiseliteratur um 1800. Hamburg 1998, S. 92.
- 41 Sicheres Adreß- und Kundschaftsbuch für Einheimische und Fremde, welche vorläufige Kenntniß von der Haupt- und Residenzstadt Wien haben Wollen. Wien „Ganz neue vermehrte und verbesserte Aufgag“ 1797, S. 464f.
- 42 Prager Wegweiser zum Unterricht und Bequemlichkeit der Fremden und Kenntniß der Einheimischen (...). Prag 1817, S. 19.
- 43 Dazu Keller, Fritz: Hallo Dienstmann! Eine sozialhistorische Skizze, in: Wiener Geschichtsblätter 62 (2007), Nr. 4, S. 1–16.
- 44 Der Mann mit der rot-weißen Kappe, in: Welt am Abend, 13.9.1947 zit.

- nach Keller, Hallo Dienstmann!, S. 8.
- 45 Nicolai, Friedrich: Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz, im Jahre 1781. Berlin/Stettin 1783. ND Hildesheim 1994 (Gesammelte Werke 16. Hrsg. von Bernhard Fabian und Marie-Luise Speickermann), S. 142f.
- 46 Mittendorfer, Konstanze: Biedermeier oder: Das Glück im Haus. Bauen und Wohnung in Wien und Berlin 1800–1850. Wien 1991, S. 146.
- 47 Zit. nach Bodi, Leslie: Tauwetter in Wien. Zur Prosa der österreichischen Aufklärung 1781–1795. Wien-Köln-Weimar 2. Aufl. 1995, S. 199.
- 48 Payer, Peter: Hausmeister in Wien. Aufstieg und Niedergang einer Respektsperson. Wien 1996 (Wiener Geschichtsblätter Beihefte 1996, Nr. 4), S. 3–8, Zitat S. 7.
- 49 Kümin, Beat: Drinking and public space in early modern German lands, in: Contemporary Drug Problems 32 (2005), S. 9-27, hier S. 16–20.
- 50 Rau, Susanne – Schwerhoff, Gerd: Frühneuzeitliche Gasthaus-Geschichte(n) zwischen stigmatisierenden Fremdzuschreibungen und fragmentierten Geltungserzählungen, in: Geltungsgeschichten. Über die Stabilisierung und Legitimierung institutioneller Ordnungen, hrsg. von Gert Melville u. Hans Vorländer. Köln-Weimar-Wien 2002, S. 181–201, hier 181, 186, 190, 199; Scheutz, Martin: „hab ichs auch im wüthshauß da und dort gehört [...]“ Gaststätten als multifunktionale öffentliche Orte im 18. Jahrhundert, in: Orte des Wissens, hrsg. von Martin Scheutz, Wolfgang Schmale u. Dana Štefanová. (Jahrbuch der österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts 18/19). Bochum 2004, S. 169–203.
- 51 Zit. nach: Bödeker, Hans Erich: Das Kaffeehaus als Institution aufklärerischer Geselligkeit, in: Sociabilité et société bourgeoise en France, en Allemagne, et en Suisse, 1750–1850. Geselligkeit, Vereinswesen und bürgerliche Gesellschaft in Frankreich, Deutschland und der Schweiz, 1750–1850, hrsg. von Étienne François. Paris 1986, S. 65–80, hier 72.
- 52 Zu Adressbüros in deutschsprachigen Städten siehe u.a.: Tantner, Anton: Adressbüros in der Habsburgermonarchie und in deutschen Territorien – Eine Vorgeschichte der Suchmaschine?, in: Information in der Frühen Neuzeit. Status, Bestände, Strategien, hrsg. von Arndt Brendecke, Markus Friedrich u. Susanne Friedrich. Münster 2008 (Pluralisierung & Autorität 16), S. 215–236; Ders.: Frag- und Kundschaftsämter in der Habsburgermonarchie als Institutionen der Informations- und Wissensvermittlung, in: Kommunikation und Information im 18. Jahrhundert. Das Beispiel der Habsburgermonarchie, hrsg. von Johannes Frimmel u. Michael Wögerbauer. (Buchforschung. Beiträge zum Buch-

- wesen in Österreich 5). Wiesbaden 2009, S. 309–320; als Überblick: Blome, Astrid: Vom Adressbüro zum Intelligenzblatt – Ein Beitrag zur Genese der Wissensgesellschaft, in: Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte 8 (2006), S. 3–29.
- 53 Qui a esté le premier fait de L’Oeuf ou de la Poule?, in: Cinquiesme et dernier tome du Recueil général des questions traittées ès conférences du Bureau d’adresse (...), hrsg. von Eusèbe Renaudot. Paris 1655, S. 91–94.
- 54 Zu Renaudot und seinem Bureau d’adresse siehe u.a.: Solomon, Howard M.: Public Welfare, Science and Propaganda in seventeenth Century France: The Innovations of Théophraste Renaudot. Princeton 1972; Stagl: Geschichte der Neugier, S. 175–187; Feyel, Gilles: L’Annonce et la nouvelle. La presse d’information en France sous l’ancien régime (1630–1788). Oxford 2000, S. 11–308; Père des journalistes et médecin des pauvres. Théophraste Renaudot (1586–1653), hrsg. von Gérard Jubert. Paris 2005; siehe auch die kurzen Bemerkungen bei: Burke: Papier, S. 81, 91.
- 55 Peztl, Johann: Neueste Beschreibung von Wien. Wien 6. Aufl. o.J. (1822), S. 166.
- 56 Peztl, Johann: Beschreibung von Wien, verbessert und vermehrt von Franz Tschischka. Wien 8. Aufl. 1841, S. 206.
- 57 [Bäuerle, Adolph:] Briefe des jüngsten Eipeldauers an seinen Herrn Vettern in Kakran, 5. Heft, Wien 1820, S. 230f.
- 58 Heesen, Anke te: Der Zeitungsausschnitt. Ein Papierobjekt der Moderne. Frankfurt am Main 2006.
- 59 Dostojewskij, Fjodor: Böse Geister. Frankfurt am Main 2000, S. 167–169. [EA 1871/1873].
- 60 Heesen: Der Zeitungsausschnitt, S. 78–80.
- 61 <http://www.observer.at/1896/geschichte.htm> (Zugriff 21.12.2009).
- 62 P.A.: Herr der tausend Scheren. Der Letzte der Romeikes, Zeitungsausschnitt in: Sammlung Feldhaus, Akten 7253, I. Depositem 40 Feldhaus, Blatt 1–3; dank an Anke te Heesen für die Überlassung der Kopien; die bei te Heesen, S. 82 f. angegebene Druckstelle für dieses Zitat – Daheim 36 (1899/1900), Nr. 28, S. 22f – stimmt leider nicht.
- 63 Feyel: L’Annonce, S. 371–383; Burke: Papier, S. 91; Pradel, Abraham (=Blegny, Nicolas de): Les Adresses de la Ville de Paris avec le Tresor des Almanachs. Livre Commode En tous lieux, en tous temps, & en toutes conditions. Paris 1691; Reprint der 2. Auflage von 1692: Pradel, Abraham du (=Blegny, Nicolas de): Le livre commode des adresses de Paris pour 1692. Hrsg. von Édouard Fournier. Bd. 1–2. Paris 1878. Di-

gitalisat: <http://gallica2.bnf.fr/ark:/12148/bpt6k27823x> sowie <http://gallica2.bnf.fr/ark:/12148/bpt6k278248>.

- 64 Repertorium territorialer Amtskalender und Amtshandbücher im Alten Reich. Adreß-, Hof-, Staatskalender und Staatshandbücher des 18. Jahrhunderts, hrsg. von Volker Bauer. Bd. 1–4. Frankfurt am Main 1997–2005, hier Bd. 2, S. 3.
- 65 Bauer, Volker: Herrschaftsordnung, Datenordnung, Suchoptionen: Recherchemöglichkeiten in Staatskalendern und -handbüchern des 18. Jahrhunderts. Vortragsabstract für das Symposium „Vor Google – Suchmaschinen im analogen Zeitalter“, Wien 10.10.2008, <http://www.univie.ac.at/iwk/vor-Google/abs-cv.html#bauer> (letzter Zugriff 16.12.2009).
- 66 Zwahr, Helmut: Das deutsche Stadtadreßbuch als orts- und sozialgeschichtliche Quelle, in: Jahrbuch für Regionalgeschichte 3 (1968), S. 204–229, hier 215f.
- 67 Shaw, Gareth/Coles, Tim: A Guide to European Town Directories. Bd. 1: Germany, Austria, Switzerland and Scandinavia. Aldershot u.a. 1997, S.178–180; seit Jänner 2011 steht eine digitalisierte Version des „Lehmann“ auf der Homepage der Wienbibliothek im Rathaus zur Verfügung: <http://www.digital.wienbibliothek.at/nav/classification/2609> (letzter Zugriff 7.3.2011). Siehe dazu auch die umfassende Publikation: Die Vermessung Wiens. Lehmanns Adressbücher 1859–1942, hrsg. von Mattl-Wurm, Sylvia – Pfoser, Alfred. Wien 2011.
- 68 Czeike, Felix: Historisches Lexikon Wien in fünf Bänden. Wien: Kremayr & Scheriau 1992–1997, Bd. 4, S. 8f., Lemma Lehmann.
- 69 Eine von drei TeilnehmerInnen meiner Lehrveranstaltung „Digitale Medien in der Geschichtswissenschaft. Suchmaschinen im analogen Zeitalter“ im WS 2008/09 erstellte Bibliographie zu diesem Thema siehe unter: http://www.univie.ac.at/igl.geschichte/tantner/wiki/index.php?title=Suchdienst_des_Roten_Kreuz (letzter Zugriff 18.12.2009).
- 70 Bunz, Mercedes: Sozial 2.0: Herr, Knecht, Feind, Freund. Soziale Netzwerke und die Ökonomie der Freundschaft, in: De:Bug. Elektronische Lebensaspekte, 120, 11.3.2008, <http://de-bug.de/mag/5422.html> (zuletzt abgerufen 17.12.2009), gekürzt wiederabgedruckt in: analyse & kritik, Nr. 541, 21.8.2009, S. 14.